

Helmut Bremer/Christel Teiwes-Kügler

Habitusanalyse als Habitus-Hermeneutik

Habitus-Analysis as Habitus-Hermeneutics

Zusammenfassung:

Der Beitrag führt in eine hermeneutisch-rekonstruktive Methode der Milieuanalyse, ein, die an die Habitus-Feld-Theorie Bourdieus anschließt. Sie folgt einer theoretischen Perspektive, für die die Analyse und Offenlegung gesellschaftlicher Herrschaftsstrukturen und sozialer Ungleichheiten zentral ist. „Habitus-Hermeneutik“ bezeichnet dabei eine spezifische Deutungsarbeit, die es ermöglicht, sich dem Habitus empirisch anzunähern. Ziel ist es, das handlungsorganisierende Prinzip des Habitus (den *modus operandi*) aus der Praxis der sozialen Akteure zu erschließen und durch Rückbezug auf gesellschaftliche Teilungsprinzipien und den Bedingungen ihrer Genese verstehend zu erklären. Der Beitrag stellt die theoretisch-methodologischen Grundlagen der Methode vor, verdeutlicht die Arbeit anhand eines empirischen Beispiels und nimmt eine Verortung im Diskurs rekonstruktiv-hermeneutischer Forschungsansätze vor.

Schlagworte: Habitus, soziales Milieu, Hermeneutik

Abstract:

The article introduces to a hermeneutic-reconstructive method of milieu-analysis, which is based on Bourdieus habitus-field-theory. It follows a theoretical point of view, that puts the analysis of authority and social inequality in the focus of interest. „Habitus-Hermeneutics“ means a specific interpretation, that allows to draw near the habitus by an empirical way. The aim is to explore the principle of action of habitus (*modus operandi*) out of the actors social practice and understand and explain it by referring on social divisions and the conditions of its origin. The contribution points out the theoretical and methodological principles of the method, illustrates it with an empirical example and locates it in the discours of reconstructive-hermeneutic concepts.

Keywords: Habitus, social milieu, hermeneutics

1. Einleitung

Der methodologische Ansatz der „Habitus-Hermeneutik“, den wir in diesem Beitrag darstellen, ist hervorgegangen aus Fragestellungen, die mit dem gesellschaftlichen Strukturwandel zusammenhängen und die seit Mitte der 1980er Jahre in einer ursprünglich an der Universität Hannover angesiedelten Forschungsgruppe bearbeitet wurden. Der Begriff „Habitus-Hermeneutik“ entstand dabei aus dem Forschungsprozess heraus. Er drückt verkürzt gesagt aus, dass mit dem „Lesen“ und „Verstehen“ des Habitus eine spezifische Deutungsarbeit verbunden ist. Auch wenn Bourdieu mitunter so verstanden wird: Der Habitus lässt sich nach unserem Verständnis nicht aus der sozialen Position oder der Kapitalkonfiguration ableiten. Er muss aus den Mustern der sozialen Praxis erschlossen werden. Als handlungsorganisierendes Prinzip („modus operandi“) hinterlässt er in den Praktiken eines Akteurs („opus operatum“) eine bestimmte Handschrift, die jedoch durch Interpretationsarbeit decodiert und rekonstruiert werden muss.

Diesen Weg und unsere damit verbundenen theoretischen Rückbezüge auf Bourdieus Konzepte wollen wir im Folgenden nachzeichnen. Dazu gehen wir zunächst auf den Zusammenhang von Milieu und Habitus im Kontext unseres Ansatzes ein (2), benennen dann näher einige Prinzipien der Habitus-Hermeneutik (3) und formulieren methodische Überlegungen (4), stellen Ebenen und Schritte der Auswertung vor (5), illustrieren unsere Forschungspraxis an einem Beispiel (6) und Verorten unseren Ansatz abschließend im Diskurs (7).

2. Milieu und Habitus

Unsere Arbeiten setzten an Debatten um Neuorientierungen in der Sozialstruktur- und Ungleichheitsforschung an. Hier dominierten bis in den 1980er Jahre Konzepte von „Klassen“ und „Schichten“, die vereinfacht subjektive Lebensweisen im Sinne eines Sein-Bewusstseins-Schemas durch sozioökonomische Rahmungen determiniert sahen. Verschiedene Arbeiten wiesen auf ein zunehmendes Auseinanderfallen objektiver Lebensbedingungen und subjektiver Lebenspraxis hin (vgl. Beck 1983, Hradil 1987, Berger 1986). Dies wurde von manchen als grundlegender Wandel gedeutet, in dessen Zuge kollektive Orientierungen und Handlungsmuster zurücktreten zugunsten individueller Konstruktionen: „Individualisierung läuft in diesem Sinne auf die Aufhebung der lebensweltlichen Grundlagen eines Denkens in traditionellen Kategorien von Großgruppengesellschaften hinaus – also Klassen, Ständen oder Schichten“ (Beck 1986, S. 117).

Andere hingegen, so auch wir, sahen in sozioökonomischen Ungleichheitskonzepten konzeptionelle Schwächen, vor allem dahingehend, dass die Einbindung der Individuen in soziale Lagen und gesellschaftliche Positionierungen darin immer schon unterkomplex angelegt war. In diesem Zusammenhang wurde das lange vergessene Konzept der sozialen Milieus wieder in die Sozialwissenschaften eingeführt (Hradil 1987).¹

Das Verhältnis von „Objektivem“ und „Subjektivem“ und die Gewichtung von deren Eigenlogiken spielte bei der Verwendung des Milieubegriffs immer eine

Rolle.² Auch beim Wiederaufgreifen des Konzepts (und damit verwandter Termini wie Lebensstil und Lebensführung) in den 1980er Jahren ging es, so Hradil (1987, S. 132), um die „Problematisierung des Konnexes zwischen der äußeren Lage einerseits und dem Denken und Handeln von Menschen“. Gerade wenn es darum geht, die offensichtliche Vielschichtigkeit von Lebensweisen und deren Zustandekommen angemessen in den Blick zu nehmen, bietet sich ein Konzept wie das des sozialen Milieus an:

„Bereits in unserem Alltagsverständnis verstehen wir Milieus als einen Zusammenhang, der verschiedene soziale Instanzen oder Ebenen miteinander verbindet. Milieu bezeichnet gemeinhin die besondere soziale Umwelt, in deren Mitte (‘au milieu’) Menschen leben, wohnen und tätig sind und die ihrem Habitus entspricht. Hier finden sie ihresgleichen, andere Menschen, mit deren ‚Art‘ sie zusammenpassen. Verbindend ist das Gewohnte (‘ethos’) beziehungsweise eine gemeinsame Haltung (‘hexis’, ‚habitus’), die sich im Zusammenleben nach und nach entwickelt hat“ (Vester u.a. 2001, S. 168f.).

Wir knüpfen bei unserem Ansatz begrifflich-konzeptionell an den klassischen Ansatz von Émile Durkheim an, der dem Konzept des sozialen Milieus 1893 erstmals einen zentralen Platz zur Gesellschaftsanalyse einräumte.³ Demnach bilden sich soziale Milieus dadurch, dass Individuen „Ideen, Interessen, Gefühle und Beschäftigungen gemeinsam haben“. Diese Gemeinsamkeiten führen dazu, dass „sie sich suchen, in Verbindung treten, sich vereinen und auf diese Weise nach und nach eine engere Gruppe bilden“ (Durkheim 1988, S. 55).

Durkheim ordnet die Entstehung sozialer Milieus in einen historischen Prozess ein. So kann der soziale Zusammenhalt in moderneren Gesellschaften nicht mehr nur durch die Familienmilieus gestiftet werden, weil das Leben sich zu einem großen Teil außerhalb der familiären Sphäre abspielt. Es bedürfe dazu einer „Sekundärgruppe neuer Art“ (ebd., S. 59). Dabei weist er im Zuge fortschreitender gesellschaftlicher Arbeitsteilung den Berufsgruppen eine wachsende Bedeutung zu.

In Durkheims Milieukonzept sind also die objektive und die subjektive Seite menschlichen Denken und Handelns systematisch berücksichtigt. Objektiv sind etwa die „Beschäftigungen“, also Berufe, beruflichen Positionen und somit die Stellung in der Sozialstruktur, subjektiv sind „Ideen, Interessen, Gefühle“. Besonders wichtig für unseren Bezug ist dabei, dass der Beruf nicht auf seine ökonomische Dimension reduziert wird. Vielmehr sieht Durkheim die Berufstätigkeit vor allem als eine Quelle, um die herum sich ein soziales Leben entwickelt. Es entsteht ein „Korpus moralischer Regeln“ (Durkheim 1988, S. 56), der sich in einem auf die äußeren Bedingungen abgestimmten „moralischen Habitus“ (ebd., S. 44) manifestiert.

In dieser engen Verwobenheit zwischen Objektivem und Subjektivem sehen wir einen Unterschied zu phänomenologisch orientierten Milieukonzepten, bei denen die subjektive Seite des Milieus stärker fokussiert ist und die objektive, sozialstrukturelle Dimension weniger in den Blick gerät (vgl. ausführlicher Bremer/Teiwes-Kügler 2013). Im Ansatz von Gerhard Schulze und dem des SINUS-Instituts z.B. scheint diese phänomenologische Tradition des Milieubegriffs (teils implizit, teils explizit) stärker verankert. Schulze (1992) konzipierte Milieus als innengerichtete Erlebnisgemeinschaften, die weitgehend von der sozioökonomischen Schichtung entkoppelt sind und sich nach dem Muster der „Beziehungswahl“ bilden (ebd., S. 544). Flaig u.a. (1993) verweisen im Kontext der Entstehung des Sinus-Milieu-Konzeptes vage u.a. auf den Sozialkonstruktivismus von Ber-

ger/Luckmann, den Lebens- und Alltagsweltbegriff bei Husserl und Schütz und die soziokulturelle Klassentheorie Bourdieus (vgl. ebd., S. 33ff.), ohne dass eine eigene theoretische Verortung erfolgt. Zwar sehen die Autoren im Unterschied zu Schulzes Erlebnismilieus, dass „sozialhierarchische Strukturen“ fortbestehen (ebd., S. 49), gehen aber zugleich tendenziell von einer Dominanz des Subjekts aus, wenn sie betonen, dass soziale Zugehörigkeit „weniger von schicht- bzw. klassenspezifischen Merkmalen geprägt [wird, HB/CTK] als von Lebensstil-Gemeinsamkeiten und deren Wahrnehmung“ und „dass ‚Lebenswelt‘ sich subjektiv konstituiert und ausdrückt: in milieuspezifischen Wertorientierungen, im Lebensstil, in kulturellen Vorlieben und ästhetischen Neigungen“ (ebd., S. 55f.). Im Milieubegriff der „dokumentarischen Methode“, der auf Mannheims „konjunktiven Erfahrungsraum“, d.h. einer Verbundenheit von Akteuren aufgrund struktureller Ähnlichkeit von Erfahrungen zurückgeführt wird (vgl. Bohnsack 2007, S. 111ff.), ist eine sozialstrukturelle Ebene mit der Betonung von der „Seinsverbundenheit“ bzw. „Standortgebundenheit des Denkens“ prinzipiell verankert, aber bisher nur ansatzweise ausgearbeitet worden (vgl. aber jetzt Weiß 2014 sowie El Mafaalani (2012 und konzeptionell auch Meuser 2001).

Bourdieu liefert mit seinem Habitus-Feld-Konzept für die hier in den Blick genommene Sichtweise ein theoretisch elaboriertes und empirisch gesättigtes Fundament. So betont er explizit, dass es ihm darum ging, die „herkömmliche Vorstellung von Klasse außer Kraft“ zu setzen (Bourdieu 1992a, S. 31). Bei den von SozialwissenschaftlerInnen aus der Sozial- und Berufsstatistik gebildeten Klassen handelt es sich um „Klassen auf dem Papier“ bzw. um „theoretische“ oder „wahrscheinliche“ Klassen (vgl. 1985a, S. 12). Ob daraus real handelnde Klassen werden, ist eine empirisch offene Frage. Bourdieu sieht (1982, S. 730) eine Korrespondenz von Klassen- bzw. sozialen und mentalen Strukturen: „Die von den sozialen Akteuren im praktischen Erkennen eingesetzten kognitiven Strukturen sind inkorporierte soziale Strukturen“. Folgt man dieser Einsicht, dann ist das Milieu nicht nur etwas, was den Menschen äußerlich ist, sondern sie tragen den Bauplan ihres Herkunftsmilieus quasi in sich, und zwar in Form von „Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata“ (Bourdieu 1987, S. 101), mit denen sich die soziale Welt quasi in die Subjekte einschreibt.

Es geht also um den „Zusammenhang zwischen Teilungsprinzipien und den gesellschaftlichen Trennungen“ wie sozialen Klassen, Generationen, Altersgruppen, Geschlechtsklassen usw. (Bourdieu 1982, S. 727). Mit anderen Worten: Die soziale Welt stellt (historisch herausgebildete) Kategorien bereit, mit denen die Gesellschaft zu sehen ist; und diese Weltsichten werden von den sozialen Akteuren erworben und eingesetzt, um daraus wiederum die soziale Welt zu konstruieren.

Mit der Verbindung von Klassifizieren und Klassen (vgl. Bourdieu 1982, S. 727ff.) macht Bourdieu deutlich, dass eine Veränderung der sozialen Ordnung nur über den Weg zu erreichen ist, die herrschenden, etablierten Klassifikationssysteme in Frage zu stellen. Anders gesagt hat die soziale Ordnung nur dann Bedeutung, wenn sie ständig wieder anerkannt wird; sobald aber die den Weltsichten inhärenten Teilungen und Gliederungsprinzipien nicht mehr akzeptiert werden, beginnt ein Ringen um deren Veränderung: „Nur in der und durch die Auseinandersetzung werden die verinnerlichte Grenzen zu Schranken, an die man (sich) stößt und die es zu versetzen gilt“ (ebd., S. 748). Klassen reproduzieren sich dadurch, dass Klassifizierungen eingesetzt und von anderen anerkannt werden: „Eine Klasse definiert sich durch ihr Wahrgenommen-Sein ebenso wie durch ihr Sein“ (ebd., S. 754).

3. Prinzipien der Habitus-Hermeneutik

Bourdieu's Ansatz verweist darauf, gesellschaftliche Klassenstrukturen nicht in der Sozial- und Berufsstatistik („Klassen auf dem Papier“) zu suchen, sondern in der sozialen Praxis der Akteure selbst, sie also quasi aus der Alltagspraxis herauszulesen und das Erzeugungsprinzip zu rekonstruieren. Insofern sind Befragungen keineswegs die einzige Möglichkeit der empirischen Analyse des Habitus, sondern diese kann – mit je spezifischer Fokussierung – ganz unterschiedlich ansetzen, etwa ethnographisch (Schmidt 2009), an visuellen Produkten wie Photographien (Brake 2013), Comics (Geiling/Müller 1990) oder Collagen (Bremer/Teiwes-Kügler 2007) oder an historischen Quellen (Lange-Vester 2013). Wenn wir uns überwiegend über Interviews und Gruppendiskussionen bzw. -werkstätten den Schemata des Habitus annähern, dann legen wir zugrunde, dass die Muster, denen die Alltagspraxis folgt, sich in den Erzählungen über das Alltagsgeschehen zeigen, also wie bspw. Situationen bewältigt, Entscheidungen getroffen, die sozialen Beziehungen gestaltet oder auch mit Problemen und Konflikten umgegangen wird. Vieles davon geschieht vorreflexiv und kann aus den Erzählungen nur indirekt erschlossen werden.

Die Methodologie der Habitusanalyse, die aus der hier dargelegten Perspektive grundlegend für den empirischen Zugriff auf soziale Milieus ist, wurde von Bourdieu nur in Ansätzen vorgelegt (vgl. jetzt die Beiträge in Brake u.a. 2013). Gleichwohl hat er wissenschaftstheoretische Positionen formuliert, die für unseren empirischen Zugang wichtige Anhaltspunkte gegeben haben (vgl. etwa Bourdieu u.a. 1991, Bourdieu/Wacquant 1996).

Sinnschichten sozialer Praxis

Für die habitus-hermeneutische Perspektive ist bedeutsam, dass verschiedene Sinnschichten sozialer Praxis zu unterscheiden sind: Eine „primäre Sinnschicht“ (Bourdieu 1970, S. 127), in hermeneutischen Verfahren oft als manifest oder offenkundiger Sinn bezeichnet, und eine „sekundäre Sinnschicht“ (ebd., S. 128), die häufig latenter Sinn genannt wird. Dabei entspricht die primäre Sinnschicht der direkt zugänglichen Ebene der Erfahrungen und Erscheinungen, während sich nach Bourdieu in der sekundären Sinnschicht latente gesellschaftliche Strukturen verbergen, die zur Ausbildung der Klassifizierungsschemata des Habitus geführt haben. Der Sinn, den die Handlungen und Sichtweisen der sozialen Akteure beinhaltet, erschließt sich erst vollständig, wenn sie in den Kontext von Bedingungen eingeordnet werden können, die das Handeln und Denken der Akteure rahmen: „Erst im Lichte einer höheren Schicht (...) gewinnt die untere Schicht ihre volle Bedeutung“ (ebd., S. 129). Diese „sekundäre Sinnschicht“ ist den Akteuren dabei in der Regel nicht bewusst; das Erzeugungsprinzip agiert „jenseits des Bewusstseins wie des diskursiven Denkens“ (Bourdieu 1982, S. 727); in der Dokumentarischen Methode wird in ähnlicher Weise vom „atheoretischen Wissen“ gesprochen (Bohnsack 2007, S. 60).

Habitus als „einheitsstiftendes Prinzip“

Bourdieu konzipiert den Habitus als „einheitsstiftendes Prinzip“, durch das ein Zusammenhang zwischen unterschiedlichen Dingen hergestellt wird: „Wie einer

spricht, tanzt, lacht, liest, was er liest, was er mag, welche Bekannten und Freunde er hat, all das ist eng mit einander verknüpft“ (Bourdieu 1992a, S. 32). Der Habitus durchzieht also alle Formen der Praxis, die in verschiedenen Lebensbereichen auftretenden Handlungsmuster hängen miteinander zusammen. Uns führte das dazu, den Habitus empirisch als „Syndrom“ (Adorno u.a. 1973) unterschiedlicher „Züge“ zu sehen. Die einzelnen Züge erhalten durch ein grundlegendes Handlungsprinzip ihren (Sinn-)Zusammenhang, was für die habitus-hermeneutische Analyse und insbesondere für die Typenbildung relevant ist (vgl. Bremer/Teiwes-Kügler 2010).

Alltagsverstehen und wissenschaftliches Verstehen: ein „doppelter Bruch“

Mit Bourdieu (1987, S. 50f.) gehen wir davon aus, dass die Akteure die soziale Welt für sich deuten, um sich darin zu orientieren und dass „Verstehen“ eine dafür notwendige Alltagskompetenz darstellt. Bourdieu spricht hier von „unmittelbarem Verstehen“ (ebd., S. 50), das auf praktische Erfahrung und „Einverleibung“ der vertrauten Welt zurückgeht.⁴ Sozialwissenschaftliches „Deuten und Verstehen“ ist dieser alltäglichen Praxis nach Bourdieu (ebd., S. 55) nicht überlegen, unterscheidet sich aber darin, dass es anderen (theoretischen statt praktischen) Erkenntniszielen dient und unter anderen Bedingungen erfolgt. Zwischen beiden besteht eine „erkenntnislogische Differenz“ (Bohnsack 2007, S. 58). Wissenschaftliches Verstehen und wissenschaftliche Erkenntnis erfolgen nicht zuletzt aufgrund von Entzeitlichung und Entlastet-Sein von Handlungsdruck unter privilegierten Bedingungen (Bourdieu 1987, S. 148f.). Dadurch kann eine Ebene der Erkenntnis zugänglich werden, die den Akteuren aufgrund ihres Eingebundenseins in die Praxis meist nicht zur Verfügung steht. Aufgabe wissenschaftlichen Verstehens ist es, die strukturellen Bedingungen und Möglichkeiten des „unmittelbaren Verstehens“ (Bourdieu 1987, S. 50) aufzudecken.

Thematisiert ist damit, welche Rolle der wissenschaftliche Beobachter selbst im Forschungsprozess spielt (vgl. Engler 2013). Bourdieu (1987, S. 57) hat hier auf die Notwendigkeit der „Objektivierung des Objektivierens“ hingewiesen, also darauf, die sozialen Voraussetzungen von soziologischer Erkenntnis zu reflektieren. In seiner wissenschaftstheoretischen Reflexion (vgl. Bourdieu u.a. 1991) stellt er heraus, dass es sich beim gesamten Forschungsprozess um Konstruktionsakte handelt, die von gesellschaftlich bedingten Denk- und Erkenntnisweisen des Wissenschaftlers und der Wissenschaftlerin abhängen. Nur wenn diese gesellschaftliche Bedingtheit mit einbezogen und reflektiert wird, kann eine „epistemologische Wachsamkeit“ (ebd., S. 85) erreicht werden, die notwendig ist, um andere soziale Sichtweisen angemessen zu analysieren und zu verstehen.

Bourdieu (1987, S. 49f.) spricht von der Notwendigkeit des „doppelten Bruchs“ (vgl. auch Rehbein 2006, S. 51ff.). Der *erste* Bruch muss erfolgen mit den Alltagsbegriffen und den alltäglichen Selbstverständlichkeiten der Akteure. SozialwissenschaftlerInnen müssen Distanz herstellen zur sozialen Welt, der sie selbst angehören und diese als Labor ansehen. Der *zweite* Bruch besteht darin, mit der Illusion zu brechen, dadurch ein objektives Wissen über die soziale Welt erlangen zu können. Es gilt also, die subjektive Perspektive aus Sicht der Akteure zu rekonstruieren, da darin die Konstruktionsprinzipien enthalten sind, mit denen die soziale Welt aufgebaut wird. Erst dieser *zweifache erkenntnistheoretische Bruch* führt zu einem umfassenden Verstehen der sozialen Welt.

Die habitus-hermeneutische Perspektive

Ausgehend von der Korrespondenz sozialer und mentaler Strukturen ergibt sich als Aufgabe, die im empirischen Material sichtbar werdenden Klassifikationsschemata der Befragten als subjektiv angeeignete „überindividuelle“ Schemata zu entschlüsseln. Dabei folgen wir Bourdieu (1987, S. 112), wenn er betont, dass der individuelle Habitus als ein „subjektives, aber nichtindividuelles System verinnerlichter Strukturen, gemeinsamer Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata“ zu betrachten ist. Anders gesagt ist jede Lebensgeschichte auf ihre Weise einzigartig und bringt einen „eigenen“ Stil“ (Bourdieu 1987, S. 113) hervor, der zugleich aber „immer nur eine *Abwandlung*“ des „Klassenhabitus“ darstellt (ebd., Hervorhebung im Original). Das Erwerben der Schemata, die den Habitus ausmachen, betrachten wir dabei als einen dynamischen, spannungsreichen und biographischen Prozess. Bedeutsam sind dafür mit Erfahrungen von Grenzen bzw. Möglichkeiten und Erfahrungen der sozialen Platzzuweisung und -annahme. In der Auseinandersetzung mit vorherrschenden und beständig neu ausgehandelten Auffassungen z.B. in Fragen, was „richtig“ und was „falsch“ im Leben ist, was erstrebenswert und was als unwichtig vernachlässigt werden kann, bilden sich Positionen und Lebensentwürfe und mit ihnen der Habitus heraus. Bourdieu beschreibt das als eine „Kategorisierungs-“, einer „Explizierungs- und Klassifizierungsarbeit“, die sich „unausgesetzt (vollzieht), in jedem Augenblick der Alltagsexistenz, wann immer die sozialen Akteure untereinander um den Sinn der sozialen Welt, ihre Stellung in ihr und um ihre gesellschaftliche Identität ringen – vermittelt der unterschiedlichen Weisen, positive oder negative Urteile zu fällen, Lob und Tadel, Segen und Fluch zu verteilen durch Belobigung, Glückwunsch, Kompliment oder aber Beleidigung, Beschimpfung, Kritik, Anklage, Verleumdung, usw.“ (Bourdieu 1985b, S.19).

Um zu verdeutlichen, wie sich diese alltägliche Strukturierungsarbeit vollzieht, verweist Bourdieu auf klassifizierende Gegensatzpaare von Adjektiven, „mit denen Menschen wie Dinge der verschiedenen Bereiche der Praxis klassifiziert wie qualifiziert werden“ (Bourdieu 1982, S. 730). Genauer heißt es dort:

„Dem weitläufigen Netz der Gegensatzpaare wie *hoch* (oder erhaben, rein, sublim) und *niedrig* (oder schlicht, platt, vulgär), *spirituell* und *materiell*, *fein* (oder verfeinert, raffiniert, elegant, zierlich) und *grob* (oder dick, derb, roh, brutal, ungeschliffen), *leicht* (oder beweglich, lebendig, gewandt, subtil) und *schwer* (oder schwerfällig, plump, langsam, mühsam, linkisch), *frei* und *gezwungen*, *weit* und *eng*, wie auf einer anderen Ebene *einzig(artig)* (oder selten, außergewöhnlich, exklusiv, einzigartig, beispiellos) und *gewöhnlich* (oder gemein, banal, geläufig, trivial, beliebig), *glänzend* (oder intelligent) und *matt* (oder trübe, verschwommen, dürrtig) – diesem Netz als einer Art Matrix aller *Gemeinplätze*, die sich nicht zuletzt so leicht aufdrängen, weil die gesamte soziale Ordnung auf ihrer Seite steht, liegt der primäre Gegensatz zwischen der ‚Elite‘ der Herrschenden und der ‚Masse‘ der Beherrschten zugrunde, jener kontingenten, amorphen Vielheit einzelner, die austauschbar, schwach und wehrlos, von lediglich statistischem Interesse und Bestand sind“ (Bourdieu 1982, S. 730f.; Hervorhebungen im Original).

Mit diesen Gegensatzpaaren wird ein semantisches Feld aufgemacht, auf das eine Hermeneutik sozialer Milieus und eines Ungleichheit und Differenz hervorbringenden Habitus aufbauen kann. Uns hat das im Verlauf unserer Forschungsarbeit dazu geführt, ein heuristisches Kategoriensystem zu entwickeln, mit dem wir die vom Habitus hervorgebrachten Praktiken begrifflich zu fassen suchen und das wir für die empirische Milieuanalyse fruchtbar gemacht haben (vgl. unten und Bremer/Teiwes-Kügler 2013, S. 113ff.)

4. Methodische Überlegungen

Da der Habitus die gesamte innere und äußere Haltung einschließt, sind wie oben bereits angedeutet praktisch im gesamten Verhaltens- und Handlungsrepertoire der Akteure Habitusspuren enthalten. In den empirisch über Befragungen eingeholten Erzählungen und Beschreibungen der sozialen Praxis sind die subjektiv angeeigneten Klassifikationsschemata des Habitus über die Akteure zugänglich. Sie zeigen sich in der Art und Weise wie Sachverhalte, Erfahrungen, Personen und ihr Verhalten beschrieben, gedeutet und erklärt werden sowie in den verschlüsselten Zeichen der Unterscheidung, durch die sich die sozialen Akteure von anderen (sozialen Gruppen) abgrenzen und zugleich ihre Zugehörigkeit ausdrücken. Ausgangspunkt der hermeneutischen Analysen sind daher in der Regel Transkriptionen von Tonband- und Videoaufzeichnungen. Im Rahmen der „Gruppenwerkstatt“ (vgl. Bremer/Teiwes-Kügler 2003, Bremer 2004) wird durch den Einsatz von Collagen zudem symbolisch-bildhaftes Material mit einbezogen.

Wir arbeiten bei der Habitusanalyse zum einen mit Interviewverfahren. Dabei nutzen wir lebensgeschichtliche Interviews vor allem dazu, die Genese und biographische Ausbildung des Habitus in der Tiefe empirisch einzuholen. Mit der Methode des Zwei-Generationen-Interviews, bei der jeweils der gleichgeschlechtliche Elternteil mit befragt wird, können zudem Muster der Transformationen des Habitus exploriert werden.

Themenzentrierte Interviews, die in ihrer Anlage dem „problemzentrierten“ Interview (Witzel 1982) nahe kommen, sind dagegen stärker auf zentrale Lebensbereiche der Alltagsbewältigung fokussiert, in denen der Habitus zum Ausdruck kommt (u.a. Arbeit und Beruf, Freizeit und Lebensstil, Familie und Partnerschaft oder Gesellungsformen). Sowohl das lebensgeschichtliche als auch das themenzentrierte Interview sind narrativ angelegt, da in den spontanen Erzählungen Klassifikationsschemata enthalten sind, die für den Habitus typisch sind.

Zum anderen haben wir in unseren Untersuchungen in den letzten Jahren vermehrt mit Gruppendiskussionen bzw. Gruppenwerkstätten gearbeitet. Dabei gehen wir davon aus, dass die Befragungspersonen in milieuhomogenen Diskussionsgruppen aufgrund homologer sozialer Lagen und ähnlicher Erfahrungshintergründe interaktiv und arbeitsteilig eine „informelle Gruppenmeinung“ (Mangold 1960, S. 49) ausbreiten. In der gemeinsamen Interaktion entfalten sich die milieutypischen Dispositionen des Habitus und werden besonders gut sichtbar.⁵ Bei der Erweiterung des Gruppendiskussionsverfahrens zur „Gruppenwerkstatt“ (vgl. Bremer/Teiwes-Kügler 2003, Bremer 2004), nutzen wir visualisierende und assoziativ-projektive Methoden wie Collagen, um einen besseren Zugang zu den latenten, kaum reflektierten und affektiven Dimensionen des Habitus zu gewinnen (vgl. Bremer/Teiwes-Kügler 2007).

5. Schritte und Ebenen der Auswertung

Die Habitus-Hermeneutik ist ein regelgeleitetes Auswertungsverfahren, das darauf zielt, aus den manifesten Äußerungen die darüber hinaus implizit enthaltenen Klassifizierungsschemata des Habitus (s. oben) freizulegen. Sie liefern den Rahmen, an denen orientiert das Handeln ausgerichtet ist, ohne dass dies von den sozialen Akteuren permanent reflektiert wird. Das heißt, es gilt in Rechnung zu stellen, dass „die Handelnden nie ganz genau wissen, was sie tun“, so dass „ihr Tun mehr Sinn hat, als sie selber wissen“ (Bourdieu 1987, S. 127). Unsere Analyse von Habitusmustern zielt darauf, „dieses ‚Mehr‘ an Sinn, das den Akteuren nicht unmittelbar zugänglich ist“ (Schwingel 1995, S. 40), schrittweise offen zu legen, in den Worten Bourdieus (1970, S. 127ff.) die „primäre“ und „sekundäre Sinnschicht“⁶ miteinander in Beziehung zu setzen. Um diese unterschiedlichen Sinnschichten und die darin eingelagerten Schemata des Habitus aufdecken zu können, unterscheiden wir in der Auswertung analytisch verschiedene Ebenen. Diese aufeinander aufbauenden Analyseschritte kommen dem nahe, was in der Dokumentarischen Methode als „formulierende“ und „reflektierende“ Interpretation unterschieden wird (vgl. Bohnsack 2007, S. 134ff). Bei der Bearbeitung wird allerdings im Unterschied zur Dokumentarischen Methode das gesamte, im Wortlaut verschriftete Material eines Interviews bzw. einer Gruppenwerkstatt mit einbezogen, nicht nur Passagen, in denen die Untersuchungspersonen erzählen und beschreiben, sondern auch solche, in denen sie vornehmlich argumentieren und ihre Standpunkte deutlich werden.

5.1 Analytisches Verlaufsprotokoll

Wir gehen davon aus, dass die Akteure nach Habitus und sozialem Milieu über unterschiedliche biographische Erfahrungen und Zugänge zu einem sozialen Feld verfügen, dass ebenfalls unterschiedlich ist, welche Themen und Episoden dabei im Einzelnen als erzählenswert und relevant erachtet werden und dass neben dem „Was“ auch das „Wie“ des Erzählens von Bedeutung ist. Daher wird zunächst in komprimierter Form der thematische Verlauf der Erhebung herausgearbeitet. Dieses „analytische Verlaufsprotokoll“ liefert einen Überblick zur inhaltlich-thematischen Strukturierung, Themenschwerpunkten und inhaltlichen Besonderheiten des Interviews bzw. der Gruppenwerkstatt, was für eine erste vergleichende Analyse hilfreich ist. Im Falle von Gruppenwerkstätten gehören dazu auch Angaben zur Gruppendynamik und zu erkennbaren Teilgruppen. Dabei werden auch markante Aussagen im Original aus dem Transkript eingefügt. Es geht dabei vornehmlich um die manifeste Textebene, allerdings können durchaus auch analytische Kommentare bzw. Hypothesen zu latenten Bedeutungsgehalten formuliert werden.

5.2 Hermeneutische Interpretation: Sequenzanalyse und Elementarkategorien

Demgegenüber zielt die hermeneutische Interpretation darauf, die hinter den manifesten Aussagen der Befragten liegende Sinn- und Bedeutungszusammenhänge offen zu legen.

Der Einstieg zur hermeneutischen Interpretation erfolgt in der Regel über die Analyse von Sequenzen (bei uns ein Ausschnitt von etwa 5-10 Zeilen), durch die eine kleinschrittige Bearbeitung des empirischen Materials vorgenommen wird. Da die Strukturprinzipien des Habitus, so unsere Annahme, im Prinzip dem gesamten empirischen Material ihren Stempel aufdrücken, könnte grundsätzlich an jeder Stelle der Erhebung mit Sequenzanalysen angesetzt werden. Wir beginnen allerdings in der Regel mit den Eingangspassagen von Interviews oder Gruppenwerkstätten, da der Einstiegsimpuls meist mehr oder weniger standardisiert ist und Möglichkeiten für Vergleiche eröffnet.

Durch das sequentielle Vorgehen werden die subjektiven und gesellschaftlichen Konstruktionen über mögliche Lesarten erschlossen. Durch die Bearbeitung der nächstfolgenden Sequenz können dann die bisherigen Lesarten überprüft werden, ggfs. kommen auch neue hinzu. Die Interpretationsarbeit erfolgt in Gruppen, die wir nach Möglichkeit nach sozialer Herkunft, Geschlecht und Alter heterogen zusammensetzen, um ein breites Spektrum an Erfahrungshorizonten in die Interpretationen eingehen zu lassen und möglichst vielfältige Lesarten entwickeln zu können. Die Sequenzanalyse bildet dabei lediglich den Einstieg in die Deutungs- und Interpretationsarbeit. Sie soll erste Hinweise oder ‚Spuren‘ auf mögliche Habitusmuster liefern. Diese ‚ersten Spuren‘ müssen im Verlauf der weiteren Auswertungsarbeit überprüft, ergänzt und zum Teil auch korrigiert werden. Wichtiger als schlüssige Antworten sind zu diesem Zeitpunkt Fragen und Hinweise, die bei der weiteren Bearbeitung eine Richtung anzeigen und weiterverfolgt werden können.

Im Verlauf der Auswertung wird das gesamte Transkript eines Falls (Interview oder Gruppendiskussion) kleinschrittig und chronologisch bearbeitet. Eine ausführliche Sequenzanalyse nach dem oben beschriebenen Vorgehen kann jedoch aus forschungsökonomischen Gründen nicht für das gesamte Transkript vorgenommen werden. Diese wird lediglich für zusätzlich ausgewählte weitere Textpassagen durchgeführt. Die Auswahl orientiert sich dabei an Forschungsfrage, Forschungsgegenstand und Material.

Im Verlauf der Interpretation werden dann vom konkreten Material abstrahierende analytische Deutungen vorgenommen, die auf die Schemata des Habitus zielen. Dabei greifen wir, soweit es das Material hergibt, auf ein Kategoriensystem zur Habitus-Hermeneutik zurück.

Bei den Kategorien handelt es sich um abstrahierende und teilweise auch um idealtypisch gebildete Begriffe im Sinne von Max Weber. Sie dienen als Hilfswerkzeuge, um einzelne, wie wir sagen, „Züge des Habitus“, begrifflich fassen und benennen zu können. Wir nennen diese Kategorien „analytische Elementarkategorien“ (vgl. Vester u.a. 2001, S. 217), da sie für uns so etwas wie grundlegende Formen sozialen Handelns oder auch elementare Dimensionen des Habitus bezeichnen, die in der Alltagspraxis sozialer Milieus sichtbar werden. Sie haben sich im Verlauf der Forschungsarbeit als hilfreich erwiesen, um vertikale und horizontale sozialräumliche Differenzierungen vorzunehmen.

Wichtig ist dabei, dass die Kategorien nicht schematisch auf das Material anzuwenden sind; sie haben einen heuristischen Charakter und müssen für jedes Untersuchungsfeld immer wieder neu herausgearbeitet, überprüft und gegebenenfalls erweitert werden. Die Arbeit mit theoretischen Kategorien entlastet nicht davon, die Logik jeweils aus dem Fall heraus zu rekonstruieren; sie hilft aber, sich dem sozialen Ort des jeweiligen Falls anzunähern und die Bedingungen und Möglichkeiten auszuloten, die für diesen bestehen. Es handelt sich bei der Interpreta-

tionsarbeit daher um eine Pendelbewegung zwischen Material, Kategorien, Theorie und Material. Auf diese Weise wird schrittweise eine Figur entwickelt, die die einzelnen Äußerungen und Handlungen in einen Zusammenhang bringt. Dieser Zusammenhang wird durch ein systematisches und durchaus (vgl. Kraus/Gebauer 2002, S. 71f.) spannungsreiches Habitusprinzip hergestellt.

Tab. 1: Analytische Elementarkategorien zur Habitus-Hermeneutik

(heuristische Synopse aus den Projekten „Soziale Milieus im gesellschaftlichen Strukturwandel“, „Kirche und Milieu“, „Studierendenmilieus in den Sozialwissenschaften“)

asketisch methodisch; planend; Pflicht; (Trieb-) Verzicht steht vor Lust und Genuss; diszipliniert; Selbstbeherrschung;	hedonistisch spontan; ungeplant; ungeregt; lustbetont; Spaß; Lust und Genuss statt Pflicht und Verzicht; Erlebnisorientierung;
ideell spirituell; metaphysisch; Neigung zur Abstrahierung von der dinglichen Realität; vergeistigt; intellektuell; idealistisch; Betonen des Anspruchs auf ‚Authentizität‘;	materiell körperbetont; ‚weltlich‘; praktisch; Orientierung am konkret Fassbaren; verdinglicht; realistisch; Pragmatismus: Orientierung an Machbarkeit und Notwendigkeit;
hierarchisch autoritätsorientiert bis autoritär; Statusdenken; positive Bewertung von Ordnung und Unterordnung; häufig: Ressentiments;	egalitär partnerschaftlich; demokratisch; gleichberechtigt; Anspruch auf Partizipation und Mitgestaltung; integrativ; „leben und leben lassen“;
individuell Vorrang des Selbst vor der Gemeinschaft; Autonomie: Anspruch auf Unabhängigkeit und Selbstbestimmung (‚jeder ist für sich selbst verantwortlich‘); häufig Streben nach Selbstverwirklichung und Persönlichkeitsentfaltung; Neigung zu Egozentrik; abgrenzen von der ‚Masse‘, Betonung von ‚Einzigartigkeit‘ und Unkonventionalität;	gemeinschaftlich Gemeinschaft steht vor individuellen Ansprüchen; Rücksichtnahme auf Konventionen; Bereitschaft zu Kompromissen; teilweise Anpassung und Konformismus; Geselligkeit, Sicherheit, und Geborgenheit; bisweilen Anlehnung an bzw. Entlastung durch die Gemeinschaft;
ästhetisch Form steht vor Inhalt; Vorrang der Ästhetik vor Funktionalität; Distanzierung von unmittelbaren und direkten Ausdrucksformen; Stilisierung von Praktiken; Betonung des ‚Schönen‘ und Stilvollen gegenüber Nützlichkeit und Zweckmäßigkeit; Feingeschmack;	funktional Inhalt ist wichtiger als Form; Orientierung an Funktionalität; Zweckmäßigkeit und Nützlichkeit stehen im Vordergrund; unmittelbare und direkte Ausdrucksformen herrschen vor; Notwendigkeits- oder Grobgeschmack;
aufstiegsorientiert Streben nach ‚Höherem‘; Karriere- und Statusorientierung; konkurrenzorientiert, z.T. kalkülbetontes Verhalten und Ellenbogenmentalität; z.T. Auf- bzw. Abstiegsängste;	sicherheitsorientiert „Lieber den Spatz in der Hand als die Taube auf dem Dach“; realistischer Sinn für die eigenen Grenzen; geringe Risikobereitschaft; Festhalten an Vertrautem und Gewohntem; „Jeder sollte an seinem Platz bleiben und das Beste daraus machen“;
herrschend Machtansprüche; Dominanz; sozialer Blick von oben nach unten; z.T. karitativ; z.T. offengrenzend und elitär; symbolische Formen der Herrschaft über hochkulturelle Muster;	ohnmächtig Fatalismus; sich dem Schicksal ausgeliefert fühlen; dichotomes Weltbild; sozialer Blick von unten nach oben;
selbstsicher selbstbewusst; Selbstgewissheit im Umgang mit Anforderungen; Anspruchshaltung; meist zielsicher; Zukunftsoptimismus;	unsicher Selbstzweifel u. wenig Selbstvertrauen in nicht vertrauten Feldern; soziale Distanz zu Autoritäten; wenig Zuversicht, neue Anforderungen bewältigen zu können; häufig Skepsis bis Pessimismus hinsichtlich der eigenen Zukunft;

5.3 Bildung des Habitusyndroms

Das gesamte interpretative Vorgehen entspricht in gewisser Weise dem kriminalistischen Sammeln von Indizien, die am Ende der Auswertung zu einem plausiblen, aber nicht unbedingt widerspruchsfreiem Gesamtbild – dem Habitusyndrom – der befragten Personen zusammengefügt werden müssen.

Wir nähern uns damit dem Charakter des „einheitsstiftendes Erzeugungsprinzips“ des Habitus an. Die kategorialen Gegensatzpaare (asketisch – hedonistisch oder ideell – materiell usw.) bilden eine Dimension, letztlich ein Muster, das in der sozialen Praxis der Befragten sichtbar wird. Wir sprechen auch von einem „Zug“ des Habitus, ein Begriff, den wir der Terminologie Adornos u.a. (1973) zur Typenbildung entlehnt haben und der zum Ausdruck bringen soll, dass ein Typus (in unserem Fall ein Typ des Habitus) aus verschiedenen Dimensionen besteht, die aufeinander bezogen sind und zusammen eine Struktur ergeben. Adorno hat diese Struktur als „Syndrom“ bezeichnet; entsprechend sehen wir den Habitus als Ensemble verschiedener Züge, die zusammen gehören und eine spezifische Figur bilden.

Es sind also nicht einzelne Züge oder das einfache Subsumieren mehrerer Züge, die den Habitus bzw. ein Milieu ausmachen, sondern eine typische Verbindung mehrerer Züge oder Dimensionen. Ein asketischer Habituszug kann beispielsweise mit ideellen, mit materiellen, mit hierarchischen oder mit egalitär-partnerschaftlichen Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsmustern einhergehen. Zudem ist für jedes Feld neu zu entschlüsseln, wie sich z.B. Individualismus, Herrschaft oder Askese symbolisch ausdrücken und welche Bedeutungen hinter den Praxisformen stehen, die im empirischen Material erkennbar werden. Askese kann je nach Feld Distinktionsmittel bestimmter Milieus der oberen sozialen Stufe sein, um sich vom vermeintlichen ‚Materialismus‘ der Volksklassen abzugrenzen. Askese kann aber auch bei im sozialen Raum weiter unten stehenden Milieus eine Strategie sein, um gesellschaftlich Anschluss zu halten oder um sozial aufzusteigen. Die jeweiligen Bedeutungen, die mit der Praxisform verbunden sind, erschließen sich erst aus dem Kontext heraus, in der Beziehung von Habitus und Feld und über die Einbindung in die Gesamtstruktur des Habitus.

5.4 Typen- und Typologiebildung

Ziel der Interpretationsarbeit ist es letztlich, für ein gesellschaftliches Feld Habitus Typen zu bilden. Wir haben unser Verfahren zur Typenbildung an anderer Stelle ausführlicher dargestellt (Bremer/Teiwes-Kügler 2010, Vester u.a. 2001, S. 162ff.). Im Sinne Max Webers geht es uns darum, durch die Typenbildung nach „generellen Regeln des Geschehens“ zu suchen (Weber 1972, S. 9), also die Vielfalt sozialer Erscheinungen von ihrer Struktur her zu erfassen. Über die Typenbildung können die Strukturlogiken und Konstellationen zwischen den Akteuren eines Feldes sichtbar gemacht werden. Sie trägt dazu bei, das ‚Wie‘ des Geschehens im Feld zu erforschen und die aktuellen Kräfteverhältnisse des Feldes aufzudecken. Vereinfacht erfolgt die Typenbildung durch eine komparative Analyse und Gruppierung ähnlicher Fälle. Zur Typologiebildung wiederum gelangen wir durch eine vergleichende Einordnung der Typen in den Raum der sozialen Milieus.

6. Empirischer Einblick

Das nachfolgend präsentierte Beispiel kann lediglich einen verkürzten Einblick geben in unsere Interpretationsarbeit und in die Anwendung der heuristischen Elementarkategorien (siehe grau hinterlegte Passagen). Grundlage ist hier ein themenzentriertes Interview mit dem 56-jährigen Hauptschullehrer Wolfgang (W), das im Rahmen einer Lehrveranstaltung von zwei Studierenden (I1, I2) geführt und anschließend im Seminar ausgewertet wurde. Forschungsleitend war die Frage, wie Veränderungen im Schulsystem von LehrerInnen und SchülerInnen verschiedener Schultypen wahrgenommen und bewältigt werden. Die hier wiedergegebene Sequenzanalyse ist gekürzt, festgehalten haben wir hier lediglich die Lesarten, die nach der Diskussion in der Interpretationsgruppe Bestand behalten haben. Sie beginnt mit dem Intervieweinstieg:

1. Sequenz:

- I1: Zunächst eine Einstiegsfrage: Wie ist es dazu gekommen, dass Sie Lehrer geworden sind?
- W: Bisschen Vererbung (lacht). Also Verwandtschaft, Geschwister, Onkel, dann, ja ich habe früh angefangen, Kinderbetreuung zu machen in der Schulzeit, hatte noch Alternativen, Architektur damals, am Arbeitsmarkt 1972 war das. Wurde mir abgeraten, überlaufen. Kam ich zu, ja, Wahl des Lehrers, umgesehen, könnte mir liegen, mich entschieden.

Deutungen:

Die Antwort auf die Eingangsfrage fällt relativ kurz aus. Auffällig ist Wolfgangs Erzählweise; er spricht in einer Art stenographischem Stil mit grammatikalisch unvollständigen Sätzen, reiht präzise und strukturiert wesentliche Fakten aneinander. Füllwörter und ausführlichere Beschreibungen fehlen. Dies lässt verschiedene Lesarten zu: Wolfgang hat über Fragen der Berufswahl bereits im Vorfeld der Befragung reflektiert. Er hat diese Frage vielleicht im persönlichen Umfeld bereits häufiger beantwortet oder der Sprachstil ist einer zu Beginn des Interviews noch unvertrauten Situation und einer gewissen Unsicherheit geschuldet. Denkbar ist auch, dass Wolfgang generell zu knappen Ausführungen neigt, die sich auf aus seiner Sicht Wichtiges beschränken und mit einem Bescheidenheitsethos zusammenhängen. Er neigt nicht wie andere Interviewpersonen des Samples dazu, sich selbst mit ausschweifenden Erläuterungen in Szene zu setzen.

Die Sequenz liefert Hinweise darauf, dass es in Wolfgangs Herkunftsfamilie (Geschwister, Verwandtschaft) bereits Lehrer gegeben hat und er in dieser Hinsicht auf Vorbilder und Orientierungshilfen bei der Berufs- und Studienwahl zurückgreifen konnte. Wolfgang selbst hat pädagogische Vorerfahrungen mit Kinderbetreuung. Er stützt seine Berufsentscheidung auf diese Vorerfahrungen und auf die familiäre pädagogische Tradition; dadurch ist er mit seinem späteren Beruf als Lehrer bereits ansatzweise vertraut und hat eine Vorstellung dazu entwickelt. Es stehen ihm somit Beurteilungskriterien zur Verfügung, mit deren Hilfe er entscheiden kann, ob ihm „das liegt“. Die Formulierung „könnte mir liegen“, beinhaltet dennoch eine gewisse Unsicherheit.

Die Entscheidung Lehrer zu werden, scheint bei Wolfgang keiner Passion zu folgen. Er wirkt daran zunächst eher unbeteiligt und einem quasi-natürlichen

Vererbungsprozess ausgesetzt. Es haben vor allem pragmatische und rational abgewogene Argumente zu seiner Berufsentscheidung geführt, die mit Erfolgsaussichten auf dem Arbeitsmarkt zusammenhängen und durch Vorabinformationen in Beratungseinrichtungen abgesichert wurden.

Die Sequenz gibt Hinweise auf eine latente *Sicherheitsorientierung*. Es wäre zu prüfen, ob diese auch an anderen Stellen sichtbar wird. Zudem stellt sich die Frage, ob Wolfgang aus einer Akademikerfamilie stammt und es sich bei seiner Berufswahl um familiären Statuserhalt handelt oder um eine Statusverbesserung durch sozialen Aufstieg. In Elementarkategorien formuliert geht es um eine *Aufstiegs- oder Absicherungsorientierung*.

Wolfgang scheint sich bei der Berufswahl vor allem an praktischen Argumenten orientiert zu haben. Es wäre daher weiter zu verfolgen, welches Verhältnis zwischen ideell-inhaltlichen Motiven und praktischen Erwägungen an anderen Stellen des Interviews sichtbar wird; in Elementarkategorien ausgedrückt wären dies die Kategorien: *ideell* versus *materiell*. Es müsste außerdem weiter überprüft werden, ob seine praktische Orientierung einer nicht so hohen vertikalen Position im sozialen Raum geschuldet ist.

2. Sequenz:

I1: Ja, wie sah heute Ihr Arbeitstag aus?

W: Heute ist der kürzeste in der ganzen Woche (hustet). Oh Entschuldigung. Um viertel vor sechs aufgestanden, sieben Uhr mit dem Fahrrad zur Schule gefahren und drei Unterrichtsstunden gehabt. Ist nicht der Normalfall, also sechs Stunden ist normal im Durchschnitt.

Deutungen:

Wichtig an dieser Sequenz ist, Wolfgang bleibt bei seinem Erzählmodus, auch hier werden relativ emotionslos in einer Art Berichtsstil Zahlen und ‚Eckdaten‘ des Tages aneinander gereiht (so und so viel Stunden, wann aufgestanden, im Durchschnitt ...). Auf das Unterrichtsgeschehen geht er nicht weiter ein. Dieses technische ‚Abarbeiten‘ von formalen Daten kann unterschiedlich gedeutet werden: es wirkt routiniert und strukturiert, und könnte der Versuch sein, Fragen rasch und präzise zu beantworten. Wolfgang legt vielleicht auf Zahlen und Daten besonderen Wert, weil dies für ihn unverrückbare Tatsachen sind. Daten und Fakten bedeuten für ihn vielleicht, eine Struktur zu haben, die ihm insbesondere zu Beginn des Interviews Sicherheit geben.

Wolfgang betont, dass drei Stunden Unterricht nicht der Regelfall sind. Es sei der kürzeste Tag der Woche, die anderen Schultage seien länger. Unter Umständen sieht er sich hier unter Rechtfertigungsdruck, da er Vorurteile zur Arbeitszeit von Lehrern kennt und diese auch bei den InterviewerInnen vermutet.

3. Sequenz (aus Platzgründen etwas verkürzt):

W: [...] Ach so, äh, gut, ja also (lacht) ich habe im Grunde nichts anderes kennen gelernt, weil es ist ja wie gesagt Sache der Tradition, eh das ist in der Familie so überliefert worden, und ja das, was vielleicht ein bisschen so die Eigenart meines Berufslebens, ich habe mich also relativ schnell für die Hauptschule entschieden, ich habe also in meiner Ausbildung, ja alles probiert, ja was heißt probiert, alles wahrgenommen, von Sonderschule, geeignet bin, bis zum Gymnasium hab ich alles unterrichtet, also ich kenne alle Schularten während meiner Ausbildung und sonstigen Tätigkeiten und bin dann auch wie gesagt auf Haupt hängen geblieben, hab dann ein Jahr abgelegt auf der Grundschule, aber dann bin ich zur Hauptschule

gekommen, weil das einfach so mein Ding ist. Ähm ja, Ansehen, das ja, wenn das jetzt in Richtung Gesellschaft geht, ist es nicht das Allerhöchste, das wissen wir, und äh da kämpft man auch jeden Tag mit.

Deutungen:

Wolfgang wechselt hier in eine ausführlichere Erzählweise, beginnt zunächst noch strukturiert, hält dies aber nicht durch. Es entsteht der Eindruck, dass er während des Sprechens noch über die Gründe seiner Berufswahl nachdenkt und einen Reflexionsprozess durchläuft, der durch das Interview angestoßen wurde. Es klingt ein wenig, als müsse er seine Schulentscheidung gegenüber den InterviewerInnen (evtl. auch vor sich selbst) verteidigen.

Wolfgangs Berufsentscheidung wurde seines Erachtens stark durch die familiäre Lehrertradition beeinflusst, welche Rolle seine Eltern bei der Berufswahl gespielt haben, bleibt dabei offen. Sie waren bei dieser Entscheidung entweder nicht wichtig oder konnten ihn nicht beraten, vielleicht möchte er auch aus persönlichen Gründen nicht über sie sprechen.

Wolfgang orientiert sich bei der Berufswahl an Bekanntem und Bewährtem, hält am Vertrauten fest und sucht eher nicht nach neuen Herausforderungen. Er hatte eine andere Option im Blick (Architektur, siehe erste Sequenz), hat diese aber wegen unsicherer Berufsaussichten verworfen.

Wie Wolfgang betont, hat er verschiedene Schulformen kennen gelernt (Sonderschule bis Gymnasium „probiert“) und sich bewusst für die Hauptschule entschieden („weil das einfach so mein Ding ist“). Der Begriff „probieren“ wird als unpassend empfunden und von ihm mit „wahrgenommen“ korrigiert. „Probieren“ wirkt vielleicht zu beliebig, während Wolfgang ein gezieltes Handeln aufzeigen möchte. Im Widerspruch zur bewussten Wahl steht allerdings auch die Formulierung „auf Haupt hängen geblieben“.

Wolfgang registriert, dass die Hauptschule nur noch ein geringes gesellschaftliches Ansehen genießt und „kämpft täglich“ damit, ob für sich selbst oder auch für seine SchülerInnen, bleibt an dieser Stelle offen. Gleichzeitig stellt er sich auch über das schlechte Image der Hauptschulen, bekräftigt seine Berufswahl und gibt sich fast abgeklärt, wenn er ausführt: „das wissen wir“. Zu bedenken ist, dass das Ansehen der Hauptschule und der HauptschullehrerInnen bei Wolfgangs Berufseintritt noch deutlich höher waren, inzwischen wurde beides entwertet. Seine Ausführungen deuten auf kein ausschließlich positives Verhältnis zum Lehrerberuf hin, sondern eher scheint es sich um ein ambivalentes Verhältnis zu handeln. Insgesamt erscheint Wolfgang als ein traditionsbewusster Mensch, der lieber auf Nummer sicher geht.

Wolfgangs Ausführungen in dieser Sequenz führen zu der Frage, wie *bewusst* und *selbstbestimmt* Wolfgangs Schulwahl und seine beruflichen Entscheidungen gewesen sind bzw. wie abhängig von äußeren Faktoren er dabei war. Hier scheint es ein Spannungsverhältnis zu geben. In Elementarkategorien gefasst geht es um das Verhältnis von *Selbstbestimmung* und *Fremdbestimmung*. Daran schließt sich die Frage an, inwieweit sich Wolfgang aufgrund seiner sozialen Herkunft mit der Hauptschulwahl selbst beschieden und einen ihm zugewiesenen gesellschaftlichen Platz antizipiert hat, diese Entscheidung aber als rationale Wahl rekonstruiert und mit Bourdieu „aus der Not eine Tugend macht“.⁷

Die Sequenz wirft außerdem die Frage auf, ob das mangelnde gesellschaftliche Ansehen für Wolfgang aus Statusgründen bedeutsam ist oder ob es um Respekt und (gesellschaftliche) Anerkennung für die alltäglich erbrachte Leistung geht. In Elementarka-

tegorien gefasst, wäre eine Unterscheidung nach *Status-* bzw. *Leistungsorientierung* weiter im Auge zu behalten.

Aus der bisherigen Sequenzanalyse ergeben sich für uns folgende weiterführende Fragen für die Bearbeitung des Falls:

1. Welche Rolle spielen Formalien, Ordnungsprinzipien, Strukturen und Hierarchien in Wolfgangs Praxis? Geben sie Hinweise auf einen kleinbürgerlichen Habitus?
2. Gibt es weitere Hinweise für eine Sicherheitsorientierung, die die bisherigen Lesarten bestätigen.
3. Wie ist das Verhältnis zwischen selbstbestimmten Entscheidungen und Abhängigkeiten von äußeren Bedingungen? Welche Rolle spielt dabei, sich in Notwendigkeiten fügen zu müssen bzw. auch von äußeren Bewertungen abhängig zu sein?
4. Wie ist das Verhältnis von ideellen Motiven und materiell-praktisch Erwägungen in anderen Situationen oder Lebensbereichen?
5. Was verbindet Wolfgang mit seinem Beruf, einen pädagogischen, sozialen oder gesellschaftlicher Auftrag? Oder stehen beispielsweise gesellschaftliches Ansehen und soziale Absicherung im Vordergrund?
6. Insgesamt ist nach Hinweisen zu suchen, die eine deutlichere Abgrenzung zwischen traditionellem Habitus der facharbeiterischen Traditionslinie (verinnerlichtes Leistungsethos) und konventionellem Habitus der kleinbürgerlich-ständischen Traditionslinie (Pflichtethos) ermöglichen. Zudem müsste auch Wolfgangs vertikale soziale Position weiter eingegrenzt werden.

Habitussyndrom

Das Habitussyndrom, das schließlich durch die Bearbeitung des *gesamten Materials* für den Fall Wolfgang erarbeitet wurde, lässt sich stichwortartig so beschreiben:

Wolfgang ist Bildungsaufsteiger und kommt vermutlich aus einem kleinbürgerlich geprägten Herkunftsmilieu, von dem er sich in seinen Habitusmustern nur unwesentlich entfernt hat. Er orientiert sich stark an hierarchischen Ordnungskategorien, sie geben ihm Sicherheit und Orientierung; Regeln und Strukturen sind sehr wichtig, dominieren auch sein Unterrichtshandeln. Die gesellschaftliche Ordnung wird als quasi-natürlich gegeben gesehen (jeder hat seinen Platz), soziale Unterschiede unter den SchülerInnen sind durch die Herkunftsfamilie relativ festgelegt und durch pädagogisches Handeln nur begrenzt zu beeinflussen.

Wolfgang sucht das Vertraute und Bewährte, schätzt überschaubare Bedingungen, beständige Beziehungen; Neuerungen und Umstrukturierungen im Schulsystem (Bsp. die Zusammenlegung seiner Hauptschule mit einer Realschule) führen zu Verunsicherung. Das pädagogische Handeln orientiert sich am *patriarchalen Prinzip*, die Schule wird als Familie gesehen, in der er die väterliche Autorität verkörpert, verbunden mit Fürsorgepflicht und Verantwortung gegenüber den SchülerInnen. Sein Unterrichtsstil ist konservativ-hierarchisch bis autoritär, aber durch transparente und verlässliche Regeln gekennzeichnet. Wichtig sind: gegenseitiger Respekt, Redlichkeit und Ehrlichkeit. Er ist kein Pädagoge aus Leidenschaft, sondern verrichtet seinen Dienst und kommt seiner Pflicht nach, diese wird ernstgenommen, endet aber weitgehend am Schulort (so ist er z.B. auch kaum an den Lebensumständen seiner SchülerInnen interessiert).

7. Warum „Habitus-Hermeneutik“?

Wir haben in diesem Beitrag komprimiert nachgezeichnet, wie wir unseren Ansatz der Habitusanalyse angelehnt an Bourdieus Konzepte entwickelt haben. Der Prozess war immer auch begleitet davon, das eigene empirische Vorgehen zu anderen Ansätzen in Beziehung zu setzen und im wissenschaftlichen Feld zu verorten. Beispielsweise sehen wir bei der habitus-hermeneutischen Typenbildung eine gewisse Nähe zu struktural-wissenssoziologischen Ansätzen und besonders zur „praxeologischen Typenbildung“, wie sie innerhalb der dokumentarischen Methode (Bohnsack 2007, S. 129ff., 187ff.) vorgenommen wird (vgl. Bremer/Teiwes-Kügler 2010, S. 269ff.). Ähnliches gilt für die bildhermeneutischen Interpretationen von Collagen als visuellen Daten, auf die wir hier nicht näher eingegangen sind (vgl. Bremer/Teiwes-Kügler 2007, S. 88f.)

Wir waren zunächst zurückhaltend mit der Verwendung des Begriffs „Habitus-Hermeneutik“. Im Mittelpunkt unseres Vorgehens steht die Rekonstruktion des Erzeugungsprinzips des Habitus, das Bourdieu (1985a, S. 386) auch einmal als „sozial eingesetztes ‚Computerprogramm‘“ bezeichnet hat. Dabei ist für uns die wissenschaftliche Klassifizierung der alltäglichen Klassifizierungen (vgl. Bremer 2004, S. 64ff.), also das Entschlüsseln der Klassifikationsschemata der sozialen Akteure und insbesondere deren Rückbindung an die gesellschaftliche Struktur und deren Teilungs- und Bewertungsschemata zentral.

Unsere Hermeneutik zielt darauf herauszuarbeiten, wie sich soziale Unterschiede konkret im Alltag der Akteure zeigen. Der Begriff „Habitus-Hermeneutik“ soll diese besondere Auslegung und den spezifischen Blick auf das empirische Material zum Ausdruck bringen, und eben darin, so meinen wir, unterscheidet sich die Habitus-Hermeneutik von anderen hermeneutisch-interpretativen Verfahren und Ansätzen. Ohne hier ins Detail gehen zu können, sehen wir, dass bei der „Objektiven Hermeneutik“ letztlich die objektiven Strukturen gegenüber den subjektiven Intentionen dominant sind und dass, wie Bohnsack (2007, S. 87f.) hervorhebt, eine „Dichotomisierung“ (ebd.) zwischen beiden stattfindet. Die Strukturen sind bei Oevermann stärker autonom gedacht, sie reproduzieren oder transformieren sich durch „Lernen“ und durch Steuerung übergeordneter Strukturen, drängen sich den Menschen auf und lassen sie in spezifischer Weise handeln. Es handelt sich um „Grundregeln der Sozialität“ (Wagner 1999, S. 44), deren Genese bei Oevermann u.a. (1979) jedoch ohne erkennbare Beteiligung der sozialen Akteure erfolgt. Bourdieu (2001, S. 223) betont dagegen, dass all das, was den sozialen Akteuren an universellen Regeln und Strukturen wie eine natürliche Ordnung erscheint, in einem langfristigen Prozess von gesellschaftliche Akteursgruppen durchgesetzte und von diesen als legitim erklärte Sichtweisen, Regeln und Normen sind. In der aktiven Auseinandersetzung mit den gegebenen und erfahrenden Lebensbedingungen werden zugleich die sozialen Strukturen angeeignet, einverleibt und produziert. Sie werden in Klassifizierungsschemata übersetzt, die zur Orientierung in der sozialen Welt verhelfen. Diese Einverleibung gesellschaftlicher Strukturen in den Körpern und Köpfen der in diesen Strukturen sozialisierten Akteure führt gleichzeitig zur Anerkennung der Struktur als legitimer und quasi-natürlich gegebener Ordnung. Bei Oevermann u.a. wird dagegen nicht geklärt, auf welche Weise die Strukturen im Individuum wirksam werden, wie also das Äußere (die Struktur) mit dem Inneren (dem Subjekt) vermittelt ist.

Demgegenüber verlegen *phänomenologische* und tendenziell auch *wissenssoziologische Ansätze* die Sinnkonstruktion stärker in das Subjekt und stellen die alltäglichen Realitätskonstruktionen der Akteure in den Vordergrund. Strukturelle Sinnzusammenhänge, die auf die soziale Standortgebundenheit verweisen und die die Wahrnehmungs- und Deutungsmuster über den Habitus jenseits des Subjektiven der Subjekte vorstrukturiert haben, werden weniger berücksichtigt. Soeffner/Hitzler (1994, S. 28ff.) gehen zwar von intersubjektiven spezifischen Orientierungs- Handlungs- und Organisationsformen aus, die in „alltäglichen Lebenswelten“ (Luckmann) oder „Milieus“ (Grathoff, Gurwitsch) ausgebildet werden. Es bleibt jedoch weit gehend offen, wie diese Lebenswelten oder Milieus in die gesellschaftliche Struktur eingebettet sind und inwiefern sich daraus Möglichkeiten und auch Beschränkungen für die Ausbildung bestimmter Denk- und Handlungsweisen ergeben.

Mit Hitzler (2002, S. 6) besteht die zentrale Differenz der verschiedenen hermeneutisch-interpretativen Ansätze in der Frage, „*wo* Sinn sich ursprünglich konstituiert“. Dem folgend liegt unser Fokus auf dem Prozess der Klassifizierung und Bewertung der sozialen Welt durch die Akteure, da in der Bourdieuschen Denkweise jeder Akt des Klassifizierens zugleich ein Akt der Wahrnehmung und der Erkenntnis ist (vgl. Kirchner 1994) und sich hierbei Sinn konstituiert. Anders herum stellt, so Engler (2001, S. 127), „der Wahrnehmungsakt eine Klassifikation des Wahrgenommenen und immer zugleich einen Bewertungsakt dar“. Diese Dialektik von *Wahrnehmen* und *Bewerten* greifen wir mit unserem Ansatz methodisch auf.

Parallelen mit der Dokumentarischen Methode sehen wir in der Annahme, dass die soziale Praxis durch ein inkorporiertes, vorreflexives und atheoretisches Wissen strukturiert wird und dass dieses Wissen auf Kollektives verweist. Ebenso zielen wir auf die Herausarbeitung der generativen Formel oder des strukturierenden Prinzips, eben des „*modus operandi*“. Die Unterschiede gründen vor allem auf dem unterschiedlichen Stellenwert bzw. der unterschiedlichen Interpretation des Bourdieuschen Habituskonzeptes sowie in der sozialstrukturellen Verankerung sozialer Milieus (vgl. ausführlicher Bremer/Teiwes-Kügler 2010, S. 269ff.).

Unsere methodischen Konzepte der Habitusanalyse sind in einem längeren Prozess entwickelt worden, der eng an empirische Forschungsarbeit gekoppelt war. Aus ihr heraus sind sie entstanden und theoretisch reflektiert worden. Wie Bourdieu betont, haben die Begriffe einen vorläufigen Charakter. Sie sind zu verstehen als offene Konzepte, als „Prinzipien der wissenschaftlichen Arbeit, (...) die Forschungsprogramme (...) verdichten“ (Bourdieu 2000, S. 119). Insofern müssen sie „offen, provisorisch bleiben, was keineswegs heißt: vage, verschwommen, mit bloßem Näherungswert“ (Bourdieu 1992b, S. 58). Es sind analytische Werkzeuge, die „sichtbar [sind, H.B./C.T.K.] nur in den Resultaten, die sie produzieren“ (Bourdieu/Wacquant 1996, S. 196). Sie dienen keinem Selbstzweck, sondern sollen praktische Probleme lösen. Insofern stehen die theoretisch-methodologischen Konzepte der Habitus-Hermeneutik in jeder Untersuchung neu auf dem Prüfstand und müssen in der empirischen Anwendung fortwährend weiterentwickelt werden. Dieser Prozess ist quasi nie abgeschlossen.

Anmerkungen

- 1 Vgl. Hradil (1992) und Matthiesen (1998), die verschiedene historische Entwicklungslinien nachgezeichnet haben. Vester (2013) arbeitet heraus, dass mit dem Milieukonzept eine bei verschiedenen Vertretern der klassischen Soziologie verankerte Denktradition wieder aufgenommen wurde.
- 2 In der phänomenologischen Perspektive wurde später stärker auf die subjektive Seite des Milieus (etwa bei Scheler und Gurwitsch) fokussiert (vgl. auch Grathoff 1989 sowie Hitzler/Honer 1984).
- 3 Daneben bieten auch frühe Arbeiten der „Cultural Studies“ einen wichtigen Anker für unser Konzept, auf den wir hier allerdings nicht näher eingehen (vgl. Bremer 2014).
- 4 In ähnlicher Weise unterscheidet Bohnsack (2007, S. 60) mit Rückgriff auf Mannheim „Verstehen“ und „Interpretieren“. Verstehen ist danach „unmittelbares Verstehen“ (ebd.), das auf der Grundlage konjunktiver Erfahrungen keiner weiteren wechselseitigen Interpretation und kommunikativen Verständigung bedarf.
- 5 Hier gibt es Parallelen zur dokumentarischen Methode und Mannheims Konzept des „konjunktiven Erfahrungsraums“ (vgl. Bohnsack 2007).
- 6 In der dokumentarischen Methode finden sich ähnliche Unterscheidungen, wenn in Anlehnung an Mannheim vom unmittelbaren Verstehen bzw. vom interpretativen Verstehen die Rede ist (Bohnsack 1997, S. 94f.).
- 7 Zum besseren Verständnis nehmen wir hier Kontextwissen vorweg: Wolfgang hat Lehramt für Grund- und Hauptschulen studiert, aber im Rahmen von Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen andere Schultypen kennen gelernt.

Literatur

- Adorno, T. W./Frenkel-Brunswick, E./Levinson, D. J./Sanford, R. N. (1950/1973): Studien zum autoritären Charakter. Frankfurt a.M.
- Beck, U. (1983): Jenseits von Klasse und Stand? Soziale Ungleichheiten, gesellschaftliche Individualisierungsprozesse und die Entstehung neuer sozialer Formationen. In: Kreckel, R. (Hrsg.): Soziale Ungleichheiten. Soziale Welt – Sonderband 2. Göttingen, S. 35–74.
- Beck, U. (1986): Risikogesellschaft. Frankfurt a.M.
- Berger, P. A. (1986): Entstrukturierung der Klassengesellschaft? Klassenbildung und Strukturen im historischen Wandel. Opladen.
- Bohnsack, R. (1997): Dokumentarische Methode. In: Hitzler, R./Honer, A. (Hrsg.): Sozialwissenschaftliche Hermeneutik. Opladen, S. 191–212.
- Bohnsack, R. (2007): Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung. Opladen.
- Bourdieu, P. (1970): Zur Soziologie der symbolischen Formen. Frankfurt a.M.
- Bourdieu, P. (1982): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt a.M.
- Bourdieu, P. (1985a): Vernunft ist eine historische Errungenschaft wie die Sozialversicherung. In: Neue Praxis. 15(3), S. 376–394.
- Bourdieu, P. (1985b): Sozialer Raum und Klassen. *Leçon sur la leçon*. Frankfurt a.M.
- Bourdieu, P. (1987): Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft. Frankfurt a.M.
- Bourdieu, P. (1992a): Die feinen Unterschiede. In: Bourdieu, P. (Hrsg.): Die verborgenen Mechanismen der Macht. Hamburg, S. 31–48.
- Bourdieu, P. (1992b): Rede und Antwort. Frankfurt a.M.
- Bourdieu, P. (2000): Das religiöse Feld. Texte zur Ökonomie des Heilsgeschehens. Konstanz.
- Bourdieu, P. (2001): Meditationen. Zur Kritik der scholastischen Vernunft. Frankfurt a.M.
- Bourdieu, P./Chamboredon, J.-C./Passeron, J.-C. (1991): Soziologie als Beruf. Wissenschaftstheoretische Voraussetzungen soziologischer Erkenntnis. Berlin.

- Bourdieu, P./Wacquant, L. J. D. (1996): *Reflexive Anthropologie*. Frankfurt a.M.
- Brake, A. (2013): Bourdieu und die Photographie: Übungen zur Konversion des Blicks. In: Brake, A./Bremer, H./Lange-Vester, A. (Hrsg.): *Empirisch arbeiten mit Bourdieu. Theoretische und methodische Überlegungen, Konzeptionen und Erfahrungen*. Weinheim/Basel, S. 59–92.
- Brake, A./Bremer, H./Lange-Vester, A. (2013): *Empirisch arbeiten mit Bourdieu. Theoretische und methodische Überlegungen, Konzeptionen und Erfahrungen*. Weinheim/ Basel.
- Bremer, H. (2014): Soziale Milieus und alltägliche Klassenpraxis. Theoretische Bezüge und empirische Zugänge zu einem sozialstrukturellen Milieukonzept. In: Renn, J./Isenböck, P./Nell, L. (Hrsg.): *Die Form des Milieus, Sonderband der Zeitschrift für Theoretische Soziologie*. Weinheim, im Erscheinen.
- Bremer, H./Teiwes-Kügler, Chr. (2003): Die Gruppenwerkstatt. Ein mehrstufiges Verfahren zur vertiefenden Exploration von Mentalitäten und Milieus. In: Geiling, H. (Hrsg.): *Probleme sozialer Integration*. Münster, S. 207–236.
- Bremer, H./Teiwes-Kügler, Chr. (2007): Die Muster des Habitus und ihre Entschlüsselung. Mit Transkripten und Collagen zur vertiefenden Analyse von Habitus und sozialen Milieus. In: Friebertshäuser, B./von Felden, H./Schäffer, B. (Hrsg.): *Bild und Text – Methoden und Methodologien visueller Sozialforschung in der Erziehungswissenschaft*. Opladen, S. 81–104.
- Bremer, H./Teiwes-Kügler, Chr. (2010): Typenbildung in der Habitus- und Milieuforschung: Das soziale Spiel durchschaubarer machen. In: Ecarius, J./Schäffer, B. (Hrsg.): *Typenbildung und Theoriegenerierung. Methoden und Methodologien qualitativer Biographie- und Bildungsforschung*. Opladen, S. 251–276.
- Bremer, H./Teiwes-Kügler, Chr. (2013): Zur Theorie und Praxis der „Habitus-Hermeneutik“. In: Brake, A./Bremer, H./Lange-Vester, A. (Hrsg.): *Empirisch arbeiten mit Bourdieu. Theoretische und methodische Überlegungen, Konzeptionen und Erfahrungen*. Weinheim/Basel, S. 93–129.
- Durkheim, É. (1893/1988): *Über soziale Arbeitsteilung*. Frankfurt a.M.
- El-Mafaalani, A. (2012): *BildungsaufsteigerInnen aus benachteiligten Milieus. Habitus-Transformation und soziale Mobilität bei Einheimischen und Türkeistämmigen*. Wiesbaden.
- Engler, St. (2001): „In Einsamkeit und Freiheit?“. Zur Konstruktion der wissenschaftlichen Persönlichkeit auf dem Weg zur Professur. Konstanz.
- Engler, St. (2013): Der wissenschaftliche Beobachter in der modernen Gesellschaft. In: Brake, A./Bremer, H./Lange-Vester, A. (Hrsg.): *Empirisch arbeiten mit Bourdieu. Theoretische und methodische Überlegungen, Konzeptionen und Erfahrungen*. Weinheim/Basel, S. 35–58.
- Flaig, B. B./Meyer, Th./Ueltzhöffer, J. (1993): *Alltagsästhetik und politische Kultur*. Bonn.
- Geiling, H./Müller, D. (1990): *Qualitative Inhaltsanalysen von Dokumenten der Alltagskultur. Teil 1. In: Projekt Sozialstrukturwandel und neue soziale Milieus. Arbeitsheft Nr. 2*. Hannover.
- Grathoff, R. (1989): *Milieu und Lebenswelt. Einführung in die phänomenologische Soziologie und die sozialphänomenologische Forschung*. Frankfurt a.M.
- Hradil, St. (1987): *Sozialstrukturanalyse in einer fortgeschrittenen Gesellschaft*. Opladen.
- Hradil, St. (1992): Alte Begriffe und neue Strukturen. Die Milieu-, Subkultur- und Lebensstilforschung der 80er Jahre. In: Hradil, St. (Hrsg.): *Zwischen Bewußtsein und Sein*. Opladen, S. 15–55.
- Hitzler, R. (2002): Sinnrekonstruktion. Zum Stand der Diskussion (in) der deutschsprachigen interpretativen Soziologie. In: *FQS* 3(2), online: <http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/867> (05.03.2014).
- Hitzler, R./Honer, A. (1984): Lebenswelt – Milieu – Situation. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 36(1), S. 56–74.
- Kirchner, T. (1994): Alltägliche Wahrnehmung und theoretische Erkenntnis – Wissenssoziologische Überlegungen bei Pierre Bourdieu. In: *Lendemains* 20(75/76), S. 41–54.

- Krais, B./Gebauer, G. (2002): Habitus. Bielefeld.
- Lange-Vester, A. (2013): Empirisch arbeiten mit Bourdieu: Historische Habitusforschung am Beispiel einer Familiengeschichte. In: Brake, A./Bremer, H./Lange-Vester, A. (Hrsg.): Empirisch arbeiten mit Bourdieu. Theoretische und methodische Überlegungen, Konzeptionen und Erfahrungen. Weinheim/Basel, S. 196–227.
- Mangold, W. (1960): Gegenstand und Methode des Gruppendiskussionsverfahrens. Frankfurt a.M.
- Matthiesen, U. (1998): Milieus in Transformationen. In: Matthiesen, U. (Hrsg.): Die Räume der Milieus. Berlin, S. 17–79.
- Meuser, M. (2001): Repräsentation sozialer Strukturen im Wissen. Dokumentarische Methode und Habitusrekonstruktion. In: Bohnsack, R./Nentwig-Gesemann, I./Nohl, A.-M. (Hrsg.): Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis, Opladen, S. 207–221.
- Oevermann, U./Allert, T./Konau, E./Krambeck, J. (1979): Die Methodologie einer >objektiven Hermeneutik< und ihre allgemeine forschungslogische Bedeutung in den Sozialwissenschaften. In: Soeffner, H.-G. (Hrsg.): Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften. Stuttgart, S. 352–434.
- Rehbein, B. (2006): Die Soziologie Pierre Bourdieus. Konstanz.
- Schmidt, R. (2009): Soziale Praktiken und empirische Habitusforschung. Zu Desideraten der Bourdieuschen Praxeologie. In: Wolf, M. A./Rathmayr, B./Peskoller, H. (Hg.): Konglomerationen. Produktion von Sicherheiten im Alltag. Theorien und Forschungsskizzen. Bielefeld, S. 33–47.
- Schulze, G. (1992): Die Erlebnisgesellschaft. Frankfurt a.M.
- Schwingel, M. (1995): Pierre Bourdieu zur Einführung. Hamburg.
- Soeffner, H.-G./Hitzler, R. (1994): Hermeneutik als Haltung und Handlung. In: Schroer, N. (Hrsg.): Interpretative Sozialforschung. Opladen, S. 28–55.
- Vester, M./von Oertzen, P./Geiling, H./Hermann, Th./Müller, D. (2001): Soziale Milieus im gesellschaftlichen Strukturwandel. Frankfurt a.M.
- Vester, M. (2013): Zwischen Marx und Weber: Praxeologische Klassenanalyse mit Bourdieu. In: Brake, A./Bremer, H./Lange-Vester, A. (Hrsg.): Empirisch arbeiten mit Bourdieu. Theoretische und methodische Überlegungen, Konzeptionen und Erfahrungen. Weinheim/Basel, S. 130–195.
- Wagner, H.-J. (1999): Rekonstruktive Methodologie. Opladen.
- Weber, M. (1921/1972): Wirtschaft und Gesellschaft. Tübingen.
- Weiß, A. (2014): Wie erkennen sich Gleiche in der Welt? Milieutheorie unter den Bedingungen von Globalisierung. In: Renn, J./Isenböck, P./Nell, L. (Hrsg.): Die Form des Milieus, Sonderband der Zeitschrift für Theoretische Soziologie. Weinheim, S. 341–358.
- Witzel, A. (1982): Verfahren der qualitativen Sozialforschung: Überblick und Alternativen. Frankfurt a.M.

